

# Ostfriesische Zeitschwingen.

## Blätter

zur Besprechung vaterländischer Interessen.

**N<sup>o</sup>. 39.      Mittwoch den 4. October      1848.**

Die Ostfriesischen „Zeitschwingen“ erscheinen zwei Mal wöchentlich, des Sonntags und Mittwochs, je einen halben Quartbogen stark. Der Abonnementspreis beträgt für das Quartal 12 Ggr. Alle Buchhandlungen, so wie die Königl. Hannoverschen Postämter nehmen Bestellungen entgegen. — Beiträge werden franco entweder unter Adresse des Redacteurs oder der Verlagshandlung erbeten.

### Wie weit?

(Schluß.)

Wir verlangen constituirende Versammlungen in allen Einzelstaaten, weil unsere Freiheit eine Errungenschaft der Revolution, ein Geschenk für alle, nicht eine bloße Concession der Regierungen, ein Privilegium einzelner Stände ist; eine Erneuerung des Parlaments halten wir für gerechtfertigt durch die unbezweifelte schiefe Stellung, in welche der größte Theil des Parlaments zu seinen Wählern gekommen, sei es nun nach der äußersten Linken, oder der Rechten. Die Wahlen zum Parlamente sind mit einer Hast und in einer Zeit geschehen, wo die politischen Fragepunkte zu wenig klar vorlagen; das Volk hat Riesenschritte in der politischen Bildung gemacht, und eine neue Parlamentswahl würde den wahren Volkswillen unendlich deutlicher abspiegeln, als die im Frühjahr geschehene. Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, die aus dem Parteikampfe der Wahlen, und aus der halb vollendeten und nun von andern zu übernehmenden Geschäften hervorgehen werden; wir bestehen aber doch auf eine Erneuerung des Parlaments und im Interesse der ruhigen Entwicklung, wie wir zuversichtlich glauben. Jede Gefahr für eine Schwächung der Volksorgane, fällt weg, wenn die ge-

wählte Versammlung von der zu wählenden abgelöst wird, und die Feststellung der definitiven Reichsgewalt dieser überlassen wird.

Die Forderung der constituirenden Versammlungen in allen Einzelstaaten geht hervor und schließt in sich die der demokratischen Monarchie. Mit unwiderstehlicher Gewalt ist das Prinzip der allgemeinen Wahlberechtigung mit der Revolution von 1848 in die Geschichte eingezogen, und alle Künsteleien des ängstlichen Conservatismus werden vor ihr zugehen; denn die allgemeine gleiche Wahlberechtigung ist die Bedingung und Vorforderung des Sozialismus; ohne sie löst er sich gewaltsam, oder wird gewaltsam unterdrückt, was beides zur Anarchie führt.

Die Feststellung der Verfassungen der Einzelstaaten ist also eine Sache, ein Recht aller; und darum kann und darf sich keine Verfassung halten, die aus der alten Ständevertretung hervorgegangen ist.

Die hannoverische Verfassung wird einen Beleg von der Richtigkeit unserer Ansicht geben, die Gott sei Dank, in den größten deutschen Staaten zur Anerkennung gekommen ist, und in den meisten anderen dem Siege nahe ist.

Eine zweite Forderung der demokratischen Monarchie ist ferner das Einkammersystem, weil zwei Kam-



mern stets schnurstracks dem Prinzip des allgemeinen Wahlrechtes zuwider sind, falls nicht die erste ein Ausschuss der zweiten, oder eine Provinzvertretung, oder auf andere Weise aber von allen gewählte Versammlung ist. Ueber die Möglichkeit einer doppelten Berathung lässt sich Vieles gegen und für anführen; wer aber für die doppelte ist, muß die erste Kammer aus gleichen, wenn auch anders gewählten, aber stets demokratischen Elementen wählen; jede Vertretung besonderer Stände, Kasten, Staats- oder Regierungstheile verstößt gegen das Hauptprinzip der Demokratie, gleiches Wahlrecht, und hindert die Lösung der sozialen Fragen. Der Conservatismus, der durch die Composition der ersten Kammer dem Ueberstürzen vorbeugen will, wird gerade durch den Widerstand den Umsturz hervorrufen, und der Politiker, der durch die Composition der ersten Kammer die Intelligenz in ihr gesichert wissen will, ist kein Demokrat, und erkennt nicht, daß, was vor 20, ja vor 10 Jahren einen rathsamen Uebergang gebildet hätte, nun ein Damm ist, vor dem die Fluthen der Demokratie und des Sozialismus sich so lange aufthürmen, bis sie ihn niederreißen und sich dann verwüstend über das Gebiet des Staates, der Gesellschaft und Religion ergießen.

Die Intelligenz, die von der demokratischen Wahl nicht gefunden wird, ist schwerlich geeignet die Demokratie zu entwickeln, und ist wahrscheinlich selbst Schuld daran, daß sie nicht gefunden ist.

Eine dritte Forderung der Demokratie ist das suspensive Veto, da der König im demokratischen Staate nichts mehr und nichts weniger als ein erblicher Prääsident ist. Entgegnet man, daß das absolute Veto dem kräftig ausgesprochenen Volkswillen nicht widerstehen werde, so provocirt man auf die Revolution, und giebt dem Regenten ein Recht, wovon er als Recht Gebrauch machen soll, und welches, wenn er es benützt, ihn verantwortlich macht für die zugestimmten Gesetze, und, wenn nicht, ihn in Opposition und in Verdacht zu seinem Volke bringt.

Sobald das Königthum mehr sein will, als erblicher Prääsident, wird es zur Republik und dieß für unser Deutschland zur Anarchie führen.

Verlangen wir als die Grenzscheide des wie weit? für den Staat die demokratische Monarchie mit allen ihren Forderungen für Verwaltung, Gerichtswesen, Heer und Gemeindeverfassung, so schließt die Zahl der sozialen Forderungen größere und gewichtigere Folgen ein, welche

aber alle aus dem Prinzip der Gleichberechtigung aller im Staatsleben resultiren, und deshalb bedarf es einer Rechtfertigung dieser Gleichberechtigung. Denn, wie viele fragen nicht spöttisch, wie das ein Recht genannt werden könne, daß der Kluge und der Einfältige, der Wohlhabende und der Bettler, der Fleißige und der Faule, der wahre Staatsmann und der überspannte Demagog gleiche Rechte im Staate üben sollen, da die Intelligenten, die Reichen, die Fleißigen weit mehr zur Erhaltung und Förderung des Staats, d. h. der Wahrung der Gesamtinteressen beitragen, als die Einfältigen, die Bettler, die Faulen; consequent müsse man dann auch den Frauen ein gleiches Recht einräumen, falls man nicht ein anderes Prinzip aufstellen wolle, als das beliebte der allgemeinen menschlichen Gleichheit.

Wir antworten folgendes:

Der Verlauf der Geschichte der Menschheit zeigt eine stets fortschreitende Emancipation des Menschen, eine stets größere Annäherung zur allgemeinen Gleichheit und wir leben der festen Ueberzeugung, daß diese völlige Gleichheit eine Errungenschaft der zukünftigen Jahrhunderte sein wird, in so weit natürlich als sie nicht durch Verschiedenheit der geistigen und körperlichen Anlagen, der Verhältnisse, und des Zufalls stets bedingt werden wird.

Das Alterthum unterschied in seinen am meisten ausgebildeten Staaten noch zwischen einer berechtigten (den Bürger) und einer unberechtigten Klasse (den Sklaven); das Christenthum zerstreute diesen Satz in religiöser und jenseitlicher, unterwühlte ihn in politischer Beziehung; die Neuzeit steht am Endpunkte der politischen Gleichstellung und am Anfangspunkte der sozialen Emancipation. Nun werden unsere entschiedensten Gegner gestehen müssen, daß sie beweisen müssen, falls das allgemeine Wahlrecht ihnen mißfällt, daß durch größern Besitz, durch größere Talente, durch größere Thätigkeit ein Rechtstitel erworben sei, größere Staatsrechte auszuüben, als die nicht so begüterten, die nicht so begabten, die nicht so thätigen. Eröffnen wir hiermit den Schluß unserer Abhandlung über den Sozialismus; denn hier treffen die beiden Aufsätze zusammen, und wir hoffen, Manchen unserer Leser zu überzeugen, daß Sozialismus kein Mord oder Plünderung, sondern ein Recht sei.



# **Bemerkungen zu dem Aufsatze in No. 37. der ostfr. Zeitschwingen unter der Ueberschrift „Frühling und Herbst.“**

So eben bringt ein vom festen Lande zurückkehrender Insulaner die zufällig gefundene No. 37. der ostfr. Zeitschwingen mit, worin irgend eine muthwillige Person den Versuch macht, den „würdigen Pfarrherrn von Nordernei“ zu persifliren und wird es dieser Person nun gewiß angenehm sein, zu erfahren, daß ihr Scherz die wahrscheinlich doch beabsichtigte Wirkung nicht ganz verfehlt hat. Der „Pfarrherr“ schien die Sache durchaus ernsthaft aufzufassen und war oder that wenigstens anfangs ganz gewaltig böse. „Was, eiferte er, „das wagt man mir zu bieten? Man behauptet, meine Rede hätte im Frühlinge anders gelaute als im Herbst? Man legt mir allerhand unsinnige Aeußerungen in den Mund und schiebt mir Tendenzen unter, gegen die ein Ehrenmann sich nur mit dem größten Widerwillen vertheidigen kann? Beim Himmel, in welchen Pfuhl bin ich da hinein gerathen? Ist es denn dahin in Ostfriesland gekommen, daß man sich nicht einmal mehr auf die Straße wagen darf, ohne sogleich mit Schmutz beworfen zu werden! — Sogar zu einem fanatischen Priester will man mich machen, der gegen die Schulmeister wüthet, weil sie die „Bande und Fesseln“ brechen wollen, „worin die Religion geschmiedet lag seit der Pharaonen Zeiten?“ (Ueber diesen lebenswürdigen Unsinn müßte der „würdige Pfarrherr“ doch selbst lachen). Nein, so soll doch — fuhr er fort. Muß man denn zu allen Angriffen schweigen, die jetzt gegen das Bestehende gemacht werden und dürfen die Prediger nicht einmal Verwahrung dagegen einlegen, wenn nächstens vielleicht von ihnen behauptet wird, sie wollten sich den Mond herunter langen und zum Frühstücke verspeisen!“ — Auch auf die Redaction der Zeitschwingen war der geistliche Herr ungehalten. Er meinte, es wäre doch eigentlich nicht recht, daß man dem Muthwillen in seinem Hause ein Versteck einräume, von wo aus er ungestraft und ohne Gefahr die Vorübergehenden necken könne und behauptete, der Bursche müßte ihm herausgegeben werden. —

Kurz, er war ganz in Harnisch gerathen und ich hatte Mühe, ihn zu besänftigen. Ich weiß, daß es ihm später selbst nur unangenehm sein würde, wenn ein öf-

fentlicher Scandal entstände und daher freute es mich ordentlich, daß der muthwillige Schächer hinter dem Mantel der Anonymität ein so sicheres Versteck hatte und ganz munter umher blicken konnte, ob man seine Courage auch gehörig bewunderte. Der „Pfarrherr“ kann zu Zeiten auch gewaltig derbe sein und es würde sich zuverlässig ein wackeres Geschrei erheben, wenn es ihm gelänge, das Bürschlein an irgend einem Zipfel zu erwischen; aber ich möchte sagen: cui bono! — Der Bursche bißte zuletzt in der Angst noch gar um sich; die Hand des Pfarrers fiel vielleicht immer schwerer nieder: es könnte Wunden setzen hüben und drüben und wenn der Pfarrer freilich auch oft den Grundsatz vertheidigt, der Mensch dürfe sich vor Niemanden fürchten als vor sich selber, so bin ich doch überzeugt, es würde ihm später nur Leid thun, daß er die Sache so ernsthaft genommen.

Ich suchte ihn deshalb zu besänftigen und als mir das gelungen war, sprachen wir noch ein ruhiges Wort über den bewußten Aufsatz. Allerdings, einen harmlosen Scherz konnte ich so wenig wie er darin finden und denselben als eine absichtliche Verläumdung aufzufassen, das wagten wir doch eigentlich auch kaum. Freilich, unsere Moral ist schon etwas alt; sie galt schon zu den Zeiten der Pharaonen und auch wohl noch früher und einfach oder einfältig ist sie auch. Sie sagt unter andern: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten. Ob man das aber nicht vielleicht eine Fessel nennt, die gebrochen werden müsse — wir mußten unsre Unwissenheit eingestehen.

Der Pfarrer aber erklärte, es beliebe ihm nun einmal, an dieser Moral fest zu halten und es fechte ihn wenig an, ob auch Andere sich darüber hinwegsetzen zu können meinten. Von ihr habe er sich wissentlich weder im Frühlinge entfernt, noch im Herbst. Gewählt zur Nationalversammlung in Frankfurt habe er allerdings und auch auf den Würdigsten habe er die Wahl zu lenken gesucht; aber nicht die Stimme habe ihn dazu bewogen, die in dem Aufsatze der Zeitschwingen so schauerlich töne und brause, sondern ganz einfach die Anordnung seines Königs, der seine Gemeinde aufgefordert, einen Wahlmann zu stellen. Es klinge das allerdings etwas prosaisch, aber er ziehe es nun einmal vor, lieber prosaisch die Wahrheit zu sagen, als poetisch zu lügen. — Was die eigentliche Aufgabe der Gewählten gewesen, so habe er allerdings Nichts dagegen, wenn man sage,



sie „hätten sollen Gesetze stellen gegen Willkür und Uebermacht der Fürsten und begründen die Rechte des Volks“, wenn man diese denn durchaus trennen wolle; aber nicht minder habe er von ihnen erwartet, daß sie Gesetze stellen würden gegen Willkür und Uebermacht der Völker und begründen die Rechte der Fürsten, denn was dem Einen recht sei, das sei dem Andern billig. Daß sie auch „eine Macht hätten setzen sollen, der Jeder unterworfen wäre, Fürst und Knecht, der Reiche, wie der Bettler“, — das könne er nur bedingungsweise einräumen. Unbedingt gehorche er und unterwerfe er sich keinem Sterblichen. Ob Andere das thäten, das sei ihre Sache und das gehe ihn weiter nicht an; von seinem Könige glaube er es aber nicht. Er meine, der werde auch erst fragen, ob das, was dort in Frankfurt beschlossen sei, sich vertrage mit seinem Gewissen und dann werde er nicht verfehlen, das auf gesetzlichem Wege bekannt zu machen. Was aber den thätigen Gehorsam des Pfarrers anbelange, so behalte auch er sich dann noch das Recht vor, zu prüfen, ob es nicht wider sein Gewissen sei und erst dann werde er gehorchen, sonst aber nicht.

Das sei sein Glaubensbekenntniß und von solchen Grundsätzen geleitet habe er nicht nur im Frühlinge gewählt, sondern von diesen Grundsätzen sei er auch bis jetzt, so viel er wisse, noch nicht abgewichen. Daß irgend ein Fürst zu denen in Frankfurt gesagt: „Nicht also sollt ihr verfahren: wir gehorchen nicht dem, was ihr befehlt, denn ihr seid nicht gesetzt von uns. Euch ist nicht gegeben die Macht und die Kraft, welche allein uns gebührt und die uns überkommen ist von Gottes Gnaden.“ Und daß irgend ein Schulmeister zu den Priestern gesprochen: „Nicht euch allein gebührt, was

gegeben ist den Lehrern des Volks; auch wir, die Müssigen und Beladenen wollen Theil nehmen an den Fleischöpfen Egypti“ das könne er unmöglich wissen, glaube es aber kaum; daß aber die Fürsten und die Schullehrer solchen Unsinn geschwätzt, das könne er zufällig entschieden in Abrede stellen; dazu seien diejenigen unter ihnen, die er kenne, viel zu vernünftig. Daß er übrigens sich selbst gegen den Gallimathias verwahre, den der Auffsatz ihm in den Mund lege, das werde wohl Keiner erwarten. Die Einheit Deutschlands oder vielmehr die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens, die wünsche auch er und eben deshalb wünsche er auch, daß in Frankfurt solche Beschlüsse gefaßt würden, denen Fürsten und Völker mit Freudigkeit gehorchen könnten. Rege sich dagegen aber der Widerspruch, wie das denn schon hin und wieder der Fall sei und wahrlich nicht bloß bei Fürsten, so könne er freilich im voraus nicht wissen, auf wessen Seite die Schuld sei, aber er werde das innig beklagen. Seinen König aber betrachte er nach wie vor als seinen Oberherrn, als die ihm von Gott verordnete Obrigkeit und wie er das nie Hehl gehabt, so werde er das auch jetzt gerne Jedem sagen, der es zu hören Lust habe. Ob man das Demuth nenne, er wolle auch demüthig sein der heiligen Ordnung Gottes gegenüber; aber wenn ein solcher —

Der Pfarrherr war wieder etwas eifrig geworden und ich merkte, es wollten sich ihm Worte auf die Lippe drängen, die vielleicht böses Blut gesetzt hätten. Ich legte ihm die Hand auf den Mund.

Nordernei, den 29. September 1848. —

Reins.